

Der prekäre Beitrag von Familie zur Konstitution personaler Identität

Von Kurt Lüscher¹

Über die »Familie« ist seit jeher dem Individuum eine Identität zugeschrieben worden, selbst in jenen weit zurückliegenden Zeiten, als ein Begriff von Familie »eher für die Verwandtschaft als für die Einzelfamilie angenommen werden« kann². Damals ging es darum, die Stellung des einzelnen Menschen in der Abfolge der Generationen³ und seine Rechte und Pflichten im Geflecht überschaubarer sozialer Beziehungen zu bestimmen.

In der »bürgerlichen Familie« wurde die moderne Wende zum »Individualismus« mitvollzogen, der ein herausragendes Merkmal der Moderne ist³. Als Ideal beeinflusste diese Familienform über die mittelständischen Gesellschaftsschichten hinaus weite Kreise der Bevölkerung, nicht zuletzt, weil es im Recht und in der staatlichen Verwaltung Eingang fand. Die bürgerliche Familie gilt bis heute bevorzugt als jener Raum, in dem unter Bedingungen relativer Autonomie beim heranwachsenden Menschen dank besonderer Fürsorge und Erziehung die Entfaltung der Person gefördert wurde. Die Einsichten der um die Jahrhundertwende aufgekommenen Entwicklungspsychologie und der Psychoanalyse festigten diese Auffassungen und trugen zu ihrer Verallgemeinerung bei. Sie wurden verstärkt durch gesellschaftliche Veränderungen, welche die *Sozialisation der Kinder* als die zentrale Aufgabe der Familie darstellten⁴.

In diesen Entwicklungen war allerdings von Anfang an ein Moment der Relativierung angelegt. Differenzierte Einsichten über die Persönlichkeitsentwicklung in der Familie ließen ihre Vielfalt sowie die dabei auftretenden Probleme erkennen; parallel wurde gesehen, in welcher Weise andere Lebensbereiche ebenfalls persönlichkeitsbildend sind und welche Spannungen zur Familie bestehen. Überdies wurde herausgearbeitet, wie die Übernahme der Mutterrolle und Vaterrolle für die Persönlichkeitsentwicklung der Erwachsenen von Belang ist und dies wiederum auf die Kinder zurückwirkt.

Welches ist nun in der Gegenwart der Stellenwert der Familie für die Konstitution personaler Identität⁵? Diese Frage ist aus mehreren Gründen aktuell. Erstens mehren sich die Stimmen, die – mit guten Gründen – von unserer Zeit als einer solchen des Übergangs sprechen. Symptomatisch dafür ist die zunehmende Popularität des Begriffes der *Postmoderne*, nicht mehr nur in der Literatur- und Kunstkritik, wo er anfänglich entstanden ist, sondern mittlerweile auch in sozialwissenschaftlichen und sogar sozialetischen Zeitdiagnosen⁶. Zweitens ist ein zentrales Thema aller dieser Zeitdiagnosen die *Problematik von Individualität*. Um nur einige wenige Beispiele zu nennen: *Zapf* spricht von einem »hohen Individualisierungsdruck«, *Beck* vom »Individualitätsschub«, *Bellah* et al. beschreiben besorgt die amerikanische »Kultur der Vereinzelung«⁷. Drittens lassen sich offensichtlich

Veränderungen privater Lebensformen beobachten, die nicht selten und keineswegs nur von konservativer Seite als eine Krise der Familie gedeutet werden. Einen zusätzlichen Auftrieb erhält die öffentliche Debatte angesichts der radikal neuen Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin und der teilweise damit zusammenhängenden Gentechnologie.

Wenn wir uns anschicken, die soziale Bedeutung von Familie in unserer Gegenwart zu bedenken, ist es zweckmäßig, zwei Gesichtspunkte auseinanderzuhalten. Ob und wie Familie gelebt wird, können wir einerseits als Folge des gesellschaftlichen Wandels auffassen; andererseits vermag die heutige Realität von Familie künftige gesellschaftliche Realitäten zu beeinflussen. Eine solche Sichtweise ist an und für sich nicht neu. Aber ihre Implikationen werden oft übersehen, weil die gängige Rhetorik »die« Familie als handelndes Subjekt auffaßt, das je nachdem seine »Funktionen« erfüllt oder das versagt. Ebenso irreführend ist es, die Familie als einen »Wert« per se darzustellen, was häufig mit der Vorstellung zusammengeht, daß dann, wenn er irgendwie wieder anerkannt würde, viele Übel dieser Zeit von selbst verschwänden. Wer so argumentiert, vergibt die Möglichkeit, eine jede Familie als eine »Lebenswelt« zu betrachten, deren Realität von den Lebensverhältnissen, dem Wissen und den Gefühlen derjenigen abhängt, die sie – in der mehrfachen Bedeutung des Wortes – bilden und formen; Familie ist sowohl *Aufgabe* als auch *Leistung*. Beides sollten wir im Auge behalten, wenn wir uns sozialwissenschaftlich der Familie annähern, ebenso ist beides sozialetisch von Belang.

Vor dem Hintergrund dieses Verständnisses von Familie möchte ich im folgenden auf einige besondere Schwierigkeiten hinweisen, die in unserer Gegenwart bestehen, Familie zu leben, was sich deutlich in bezug auf die zentrale Aufgabe der Konstitution personaler Identität erkennen läßt. Ich gehe dabei von einer theoretisch und empirisch begründbaren, im übrigen auch plausiblen Annahme aus. Sie lautet: Die Pflege und Erziehung der Kinder (ihre *Sozialisation*), somit die Entwicklung ihrer Persönlichkeit (die *Konstitution von Identität*) hängen eng damit zusammen, ob und in welcher Weise es gelingt, mit der Familie eine relativ autonome Lebenswelt zu schaffen, also eine gewisse *Eigenständigkeit von Familie* zu erreichen und gleichzeitig dafür reale gesellschaftliche Anerkennung zu finden. Dies hängt mit dem Verständnis der Familienrollen zusammen. Ich werde argumentieren, daß in der Bundesrepublik oder ihr ähnlichen Staaten gesellschaftliche Bedingungen bestehen, aus denen spezifische strukturelle Schwierigkeiten für die Herausbildung der Eigenständigkeit von Familien resultieren. Sie sind ein wichtiger Grund, warum die Gründung einer Familie vermehrt problematisiert und häufiger als in früheren Jahrzehnten auf sie verzichtet wird sowie die Pluralität der Familienformen sich weiter ausprägt. Dementsprechend verändern sich die Familienrollen. Diese Entwicklungen lassen sich sowohl als Folge wie auch als Antrieb der eingangs erwähnten Tendenzen der »Individualisierung« in der wachsenden Einsicht in ihre Ambivalenzen interpretieren.

Die fragile Autonomie von Familien

Autonomie bzw. Eigenständigkeit der Familie meint, daß die Familienangehörigen ihr Handeln so organisieren und aufeinander abstimmen können, daß es vorrangig auf die

Erfüllung familialer Aufgaben ausgerichtet ist, und dabei die Einflüsse der Umwelt konstruktiv verarbeitet und notfalls abgehalten werden können⁸. In einem übertragenen Sinne entsteht so eine Identität der Familie als Gruppe bzw. Gemeinschaft. Solche Eigenständigkeit hängt ab erstens von den *materiellen Ressourcen*, zweitens von *Wissen*, in das eigene Erfahrungen ebenso wie Berichte über fremde Erfahrungen integriert werden können, und drittens von der Möglichkeit, eine *eigene Perspektive* über das Verhältnis von Ressourcen und Wissen im Hinblick auf das praktische Handeln zu entwickeln, wofür der *Umgang mit »Zeit«* einen wichtigen Indikator darstellt.

Es wäre nun im einzelnen ausführlich abzuhandeln, wie sich die genannten Komponenten familialer Eigenständigkeit konkretisieren lassen und in welcher Weise in einzelnen Familien bzw. Familientypen es gelingt, eine Identität der Familie herzustellen⁹. Wir müssen uns hier damit begnügen, kurz einige exemplarische Sachverhalte zu erörtern, die für die erwähnte Argumentation von Belang sind¹⁰.

a) Im Bereich der *wirtschaftlichen Ressourcen* ist im Zuge des Rückgangs bzw. des Verschwindens der Naturalwirtschaft für die meisten Familien außer den »vermögenden« eine Differenzierung zwischen der Erzielung von Einkommen (durch Erwerb) und der Beschaffung von Gütern aller Art (durch Konsum) entstanden. In dem Maße, in dem die Entlohnung die Deckung des existentiellen Mindestbedarfs übersteigt, entsteht ein Potential selbständiger Verfügung – nicht nur hinsichtlich der Arten der unmittelbaren Nutzung, sondern auch zum Sparen. Dieses Potential ermöglicht eine Differenzierung und eine Individualisierung der Lebensstile und ist die Zielscheibe der Werbung. Wesentlich für unser Thema ist, wie diese ihre Adressaten anspricht, ob dies im Bezug auf die Bedürfnisse bzw. Aufgaben von Familien geschieht oder sich an die Individuen wendet.

Selbstverständlich ist empirisch beides der Fall, doch interessiert, ob das eine oder andere überwiegt. Definitive Aussagen sind mangels entsprechender Untersuchungen schwierig, doch stimmen viele Beobachter darin überein, auch solche aus der Branche selbst, daß die Ausrichtung auf das Individuum überwiegt, was durchaus plausibel ist¹¹. Von diesem einen Komplex des Konsums ausgehend wäre wiederum darzulegen, daß ein quantitativer und qualitativer Anstieg Rückwirkungen auf die Erwerbsbeteiligung hat. Namentlich sind die Konsumbedürfnisse ein wichtiger unter den Faktoren außerhäuslicher Berufstätigkeit von Frauen nicht nur der unteren, sondern ebenso der mittleren Einkommensgruppen. Daraus entstehen die bekannten Probleme einer Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbstätigkeit. Die dabei auftretenden Rollenkonflikte werden von öffentlichen Dienstleistungen strukturell kaum gelöst¹². Es ist darum notwendig, individualistische Arrangements zu finden.

b) Das Wissen ist eine Komponente der *Eigenständigkeit von Familien*, insoweit in den Familien die Gelegenheit besteht, eigene Erfahrungen gewissermaßen unvoreingenommen zu durchdenken und mit Kenntnissen zu verknüpfen, die von außen herangetragen werden¹³. Es ist schwierig, definitiv auszumachen, wie die Gewichte gelagert sind. Unübersehbar ist ein reiches Angebot an Elternbildung und -beratung aller Art, das ausgiebig genutzt wird. Die erklärte und in Selbsthilfegruppen oft verwirklichte Absicht, die eigene Erfahrung aufzuarbeiten, steht neben Tendenzen zur gewollten oder ungewollten »Laisierung« von Eltern durch die zunehmende Professionalisierung der sozialen Arbeit und die Ausweitung ihrer Dienste.

Überdies wird bei Beratungen und Therapien aller Art das System Familie immer mehr miteinbezogen; die Grenzen zwischen Hilfe zur Selbsthilfe, Intervention und (sanfter) Disziplinierung sind oft schwer zu ziehen. Wie in anderen Bereichen sind die Wirkungen dieser Aktivität nicht nur hinsichtlich der unmittelbar Beteiligten zu bedenken, sondern zusätzlich hinsichtlich des von den darüber berichtenden Medien verbreiteten Bildes der »hilfebedürftigen« Familie. Die beliebten Hinweise auf Dunkelziffern, namentlich bei abweichendem Verhalten wie Kindesmißhandlung, geben ihm zusätzliches Relief¹⁴.

Es scheint im weiteren plausibel und ist schon oft abgehandelt worden, daß die *alltäglichen Wissensvorräte* von Familien in der Gegenwart wesentlich von der Omnipräsenz der Medien beeinflußt werden. Eine originelle These legt *Meyrowitz* für das Fernsehen vor¹⁵. Demnach beeinflußt dieses die Perspektivik unserer Wahrnehmung und unseres Handelns, indem die Abgrenzung zwischen dem Vordergrund und dem Hintergrund von Situationen verwischt wird. Dies geschieht in den Darstellungen des Mediums selbst, jedoch ebenso dadurch, daß dieses über die möglichen Hintergründe von Situationen aufklärt, die den Zuschauern aus ihrem (familiären) Alltag vertraut sind. Kinder werden beispielsweise auf mögliche Motive des Handelns ihrer Eltern hingewiesen, von denen sie bis dahin keine Vorstellung hatten. Dasselbe gilt für Einblicke in intimes Verhalten. Unter diesen Umständen entsteht eine Art von Aufklärung, die sich der verantwortlichen Kontrolle der Eltern noch mehr entzieht als beispielsweise der Sexualkundeunterricht in den Schulen. Zur Debatte steht hier nicht die moralische Bewertung der Phänomene, sondern lediglich die dadurch stattfindende Beeinflussung der Eigenständigkeit von Familien.

c) *Autonomie* im vorne umschriebenen Sinne bedingt die Möglichkeit, einen Standpunkt zu beziehen, von dem aus Prioritäten in der Nutzung von Ressourcen und der Strukturierung von Wissen gesetzt werden können. Ich muß mich auf einen Aspekt dieser komplexen Zusammenhänge beschränken und wähle dazu die zeitliche Organisation des familialen Handelns. Inwiefern ist es möglich, darin trotz unterschiedlicher alltäglicher Anforderungen die Dimension der Dauer zu gewährleisten? Inwiefern wird eine Synchronisation der Handlungen von Eltern und Kindern erreicht? Kann so etwas wie eine »Eigenzeit« entstehen, die sich auf eine Biographie und damit eine Identität der Familie bezieht, somit einen Bezug bildet, um aktuelle Situationen von der »gemeinsamen« Vergangenheit und der Gewißheit einer (gemeinsamen) Zukunft her zu interpretieren, zu gestalten und dadurch auch ihre Relevanz zu beurteilen?

Es gibt zahlreiche Beobachtungen sowie vereinzelte Forschungsbefunde, die darauf hinweisen, daß es für Familien heutzutage schwierig ist, im umschriebenen Sinn eine eigene Zeitorganisation zu etablieren sowie durchzuhalten, also einen »Familienrhythmus« zu finden, besonders wenn die Kinder älter sind¹⁶. Die »Situation« bzw. die unmittelbare Gegenwart schiebt sich in den Vordergrund, die nicht oder nur in einem geringen Maße reflektiert und relativiert werden kann. Der durch Werbung geförderte Konsum sowie die Aufforderung, auf Kredit zu kaufen, hebt ebenfalls den unmittelbaren Nutzen und die Vordringlichkeit der Gegenwart hervor. Die Aktualität von Moden, die weit über deren ursprünglichen Bereiche hinaus sozusagen alle Aspekte des alltäglichen Konsums prägt, indem die tatsächliche oder vermeintliche Neuheit eines Produktes eine Legitimation per se darstellt, verstärkt den Gegenwartsbezug faktisch und symbolisch.

Diesem *Konsumverhalten* entsprechen Produktionsformen, mit denen die Verfügbarkeit der Waren zusehends weniger durch eine entsprechende Lagerhaltung und dafür mehr durch flexible, hochleistungsfähige Herstellungsverfahren gewährleistet wird, wie sie die modernen Kommunikations- und Steuerungstechnologien überhaupt erst ermöglichen; sie erfordern allerdings von den Arbeitskräften aller Stufen ebenfalls eine rasche und umfassende Verfügbarkeit, um die Ausnutzung der Anlagen rund um die Uhr zu ermöglichen. Der daraus resultierende Abbau der Rhythmisierung des Tages und der Woche stellt eine weitere Komponente dar und beeinflusst zumindest indirekt, vielerorts auch direkt das Familienleben. Was zunächst als »Königsweg« besserer Vereinbarkeit von Familientätigkeit und Erwerbstätigkeit erschien, eine höhere Flexibilisierung der Arbeitszeiten, kann unter solchen Umständen ein Ausmaß annehmen, das die Eigenständigkeit von Familien letztlich schwächt, indem die Spielräume für gemeinsames Tun eingeschränkt und harte Prioritäten von außen gesetzt werden.

Die *Wissensangebote* an die Familie, namentlich jene,⁸ die über die elektronischen Medien vermittelt werden, weisen ebenfalls eine Zeitstruktur auf, welche in der Nutzung die Situation und in vielen Inhalten wegen ihrer Aktualität die Gegenwart hervorhebt. Die Fülle des Angebots schafft zusätzlich Bedingungen, die eine Relativierung seiner Vordringlichkeit erschwert.

Mit solchen allgemeinen Beobachtungen gut vereinbar sind die in ihrer Richtung keineswegs vereinzelt dastehenden Ergebnisse einer Analyse der Erziehungsauffassungen von Eltern, aus denen hervorgeht, daß die vorherrschenden Dimensionen, in denen die Eltern das Verhalten ihrer Kinder interpretieren, ebenfalls situationaler Art sind, während statusorientierte Kriterien in den Hintergrund treten¹⁷.

Familiale Eigenständigkeit und die Vielfalt von Familientypen

In der Vielfalt von Familientypen drücken sich zum einen neue Möglichkeiten der Familienbildung aus; zum anderen zeigt sich, wie sie genutzt werden, um unter gegebenen Bedingungen Familie »eigenständig« zu verstehen und zu leben, allerdings auch, daß vermehrt auf eine eigene Familie verzichtet wird. Hervorzuheben sind folgende Sachverhalte:

a) Die Zahl der gewollt kinderlosen Frauen bzw. Paare nimmt zu: Gemäß den Mikrozensusergebnissen waren beispielsweise 14 von 100 Ehen der Ehejahrgänge 1961/1965 nach 11–15 Jahren noch kinderlos, von den Ehejahrgängen 1971/1975 waren dies 19¹⁸. Der *Verzicht auf eine eigene Familie* steht häufig nicht von vorneherein fest, sondern kommt bei vielen Paaren zustande, indem die Entscheidung für eigene Kinder angesichts anderer, vordringlicher Beschäftigungen immer wieder hinausgeschoben wird¹⁹.

b) Es werden *mehr Kinder gewollt außerehelich geboren*. 1960 betrug der Anteil der Geborenen unverheirateter Mütter an allen Geborenen 6,3%, 25 Jahre später 9,4%²⁰. Viele Mütter bleiben allein. Darin drückt sich eine individuelle und gesellschaftliche Anerkennung dieser während langer Zeit überwiegend negativ bewerteten Familienform aus. Dasselbe gilt für geschiedene Mütter²¹. Allerdings stellen sich alleinstehende Eltern wirtschaftlich und sozial größtenteils schlechter als verheiratete. Ein Teil der außerehelich geborenen Kinder

wächst bei Eltern auf, die zusammenleben, jedoch auf eine Heirat verzichten. Bei dieser Lebensform stoßen derzeit subjektive Deutung und gesellschaftliche, jedenfalls rechtliche Anerkennung häufig aufeinander.

c) Die Entwicklungen in der *Reproduktionsmedizin* machen bei der Behandlung von Unfruchtbarkeit Formen der Familienbildung möglich, von denen die meisten zahlenmäßig nicht sehr ins Gewicht fallen, jedoch von großer symbolischer Bedeutung in der Öffentlichkeit sind, weil sie den Eindruck von Machbarkeit und Beliebigkeit erhöhen²². Interessant ist ferner die späte erste Mutterschaft, nicht nur, weil sie seit Anfang der 70er Jahre zunimmt, sondern weil die erhöhten Risiken für Mütter und Kinder besser erkannt werden können.

Das Spektrum der Vielfalt möglicher Familienformen ist damit noch keineswegs abgedeckt, wie beispielsweise die neuere Forschung über Lebensstile belegt²³. Die Wohnung und ihre Umgebung, die auf Verwandtschaft, Beruf, Freundschaften und Freizeitinteresse beruhenden sozialen Netzwerke schaffen zahlreiche weitere Möglichkeiten der Variation von Lebensformen. Gewiß handelt es sich dabei oft um vorgegebene Verhältnisse, doch die Chancen zu wählen und selbständig Priorität zu setzen sind alles in allem für weite Kreise größer als zu früheren Zeiten, wozu bessere Möglichkeiten der Ausbildung, höhere Realeinkommen, wohlfahrtsstaatliche Absicherungen, ein Verkehrssystem mit wesentlich höherer Mobilität (z. B. für tägliches oder wöchentliches Pendeln) beitragen.

Allerdings dürfen wir unverkennbare Tendenzen der *Angleichung familialer Verhaltensweisen* nicht außer acht lassen. In erster Linie ist die *Beschränkung der Kinderzahl* zu nennen. Familien mit drei und mehr Kindern sind in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen²⁴. Ferner zeichnen sich bei immer mehr Paaren Tendenzen ab, mit dem Eheschluß bis zur anstehenden Gründung einer Familie zu warten. Ebenso vermindern sich bei vielen Familien die Geburtenabstände zwischen den Kindern.

Mit guten Gründen läßt sich die These vertreten, zwischen den genannten Tendenzen der Pluralisierung von Familienformen und jenen der Angleichung von Verhaltensweisen bestehe ein innerer Zusammenhang. Den gemeinsamen Nenner können wir darin sehen, daß die subjektive Bedeutung von Familie für die (prospektiven) Eltern zugenommen hat und dementsprechend die zu treffenden Entscheidungen an Wichtigkeit gewinnen – angesichts einer verminderten Geltung von Brauch und Sitte, einem damit einhergehenden verminderten Einfluß bzw. der (oft erstaunlichen) Toleranz der Herkunftsfamilie und der übrigen Verwandtschaft.

Da sexuelle Beziehungen unter Verwendung von Antikonzeptiva vor einem Eheschluß weit verbreitet sind, ist mit einer *Entscheidung für das Kind* eine *bewußte Verhaltensänderung*, das Absetzen der Empfängnisverhütung, notwendig. Im weiteren sind weitere Entscheidungen von großer Tragweite zu erwägen, so beispielsweise die Aufgabe der Erwerbstätigkeit. Dabei spielt wiederum die subjektive Bedeutung eines Kindes für die prospektive Mutter selbst bzw. für die Eltern eine erhebliche Rolle. Analoges ist für die Entscheidungen für weitere Kinder, insbesondere für ein drittes Kind bekannt. Überhaupt ergibt sich aus neueren Studien die Einsicht, daß es wesentlich angemessener ist, anstatt wie bisher von einem generativen Verhalten von einem *generativen Handeln* zu sprechen, um dessen Sinnhaftigkeit und Bedeutung und deren subjektives Bewußtsein bei den Beteiligten anzusprechen²⁵. Es liegt nahe, unter diesen Umständen die Elternschaft und nicht die Ehe oder die wirtschaftliche

Hausgemeinschaft, schon gar nicht die neuen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen verschiedenen Häusern als konstituierend für Familie in der heutigen Gesellschaft anzusehen. Die Entscheidungen, die dabei der Familiengründung vorausgehen, weisen auf die Tragweite von subjektiven Interpretationen der Elternrollen hin. Eine solche wird im Laufe der weiteren Familienentwicklung und im Familienalltag sowohl zugestanden als auch erwartet.

Insgesamt kumulieren somit eine wachsende Vielfalt der Möglichkeiten, die Kenntnisse und die Relativierung von Normen und Werten. Dadurch entstehen Ambivalenzen, die eine Subjektivierung der Entscheidungen fördern. In diesem Sinne bedingen sich Pluralisierung und Individualisierung quantitativ und qualitativ.

Gesellschaftspolitische und sozialetische Implikationen

Eine ausführlichere Analyse böte nicht nur die Gelegenheit, näher auf die Einzelheiten einzugehen, sondern auch auf gegenteilige Einflüsse hinzuweisen. Das Bild, das solchermaßen entstände, würde allerdings in einem entscheidenden Punkt die Argumentation eher verstärken als entkräften, indem die strukturell vorgegebene, vielseitig verflochtene, zum Teil widersprüchliche Vielfalt der Lebensverhältnisse und das Wissen darüber noch stärker hervorträte. Beide zusammen sind wesentliche Voraussetzungen dafür, daß die anstehenden Entscheidungen nicht nur den Charakter eines erweiterten Freiraumes, sondern ebenso den einer Qual der Wahl haben, wodurch – zumindest potentiell – das Maß ihrer Problematisierung erhöht wird.

Die *Gründung einer Familie* und die darauf folgende alltägliche Gestaltung des Zusammenlebens scheint unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen für eine zunehmende Zahl von Menschen keine von vornherein selbstverständliche, sondern eine eher als *schwierig* *angesehene Lebensaufgabe*. Sie erfordert ein hohes subjektives Engagement. Dementsprechend neigen viele prospektive Eltern dazu, die anstehenden Entscheidungen individualistisch, d. h. im Bezug auf ihre Bedeutung für sie selbst zu rechtfertigen. Viele Aspekte der gegenwärtigen Lebensbedingungen erschweren es, im Alltag die Eigenständigkeit von Familie zu etablieren, sie also empirisch als gesicherte Institution zu erfahren.

Diese Entwicklungen schlagen sich in gesellschaftlichen und persönlichen Ambivalenzen nieder, die wiederum nach verstärkten Bemühungen rufen, Familie pragmatisch zu definieren, teils indem auf die ungebrochene Gültigkeit traditioneller Verständnisse verwiesen, teils für neue Lebensformen eingetreten, teils eine stillschweigende Toleranz geübt wird²⁶. Das Ergebnis ist eine noch ausgeprägtere Vielfalt von familialen Lebensformen, deren gesellschaftliches Erscheinungsbild durch die Berichterstattung in den Medien zusätzlich akzentuiert wird. Dadurch verstärkt sich wiederum der Eindruck der Subjektivierung von Familie, wohingegen ihr Verständnis als Institution geschwächt wird. Der Beitrag, der in den Familien und durch sie zur Konstitution personaler Identität erbracht wird, scheint unter diesen Umständen in mehrfacher Hinsicht prekär, also unsicher und heikel, in gewisser Hinsicht sogar gefährdet. Indessen begeben wir uns, wenn davon die Rede ist, in den Bereich des Hypothetischen.

Allerdings gibt es Gründe und Beobachtungen, die dafür sprechen, daß die *Schwierigkeiten*,

eine Eigenständigkeit von Familie herzustellen, auf die Dauer die Erfahrung von Solidarität schwächen. Diese ist, weil sie Leistungen des einen für einen anderen erfordert, ohne daß die Gegenleistungen von vornherein feststehen, eine wichtige Alternative zu jener Form von Identität, die *Bellah et al.* als »utilitaristischen Individualismus« kennzeichnen; gemeint ist damit, das menschliche Leben lasse sich als eine individuelle Anstrengung ansehen, »die Durchsetzungschancen der Eigeninteressen neu zu maximieren«, was »eine Affinität zu einem im Grundsatz ökonomischen Verständnis der menschlichen Existenz« aufweise²⁷. Es wäre nun jedoch verfehlt, die Forderung nach vermehrter oder erneuerter Solidarität von außen an »die« Familie heranzutragen; dies käme einer Instrumentalisierung von Familie gleich.

Eine solche liegt, sozusagen mit umgekehrten Vorzeichen, auch vor, wenn die Gründung einer Familie und die Beziehungen zum Kind überwiegend oder sogar ausschließlich unter Gesichtspunkten des Ausdrucks individueller Gefühle und Intentionen, des »Verschmelzens« mit anderen Menschen, der Natur oder dem Kosmos gesehen werden, als Ausdruck dessen, was gelegentlich mit dem (mißverständlichen) Modewort »Selbstentfaltung« bezeichnet wird. Hier handelt es sich um eine Variante des von *Bellah et al.* sogenannten »expressiven Individualismus«. Er repräsentiert, ebenso wie die utilitaristische Variante, eine Form der Konstitution von Identität, bei der die sozialen Komponenten den individuellen nachgeordnet sind. Der einzelne legitimiert (und verantwortet) dabei sein Handeln primär und so weit wie möglich gegenüber sich selbst, schreibt sich selbst alle Verdienste am Erfolg und alle Schuld am Mißerfolg zu. Überforderungen, die sich aus diesen Formen eines »ontologischen Individualismus« ergeben, oder umgekehrt die Auffassung, diesen idealisierten Ansprüchen nicht zu genügen, können die Konstitution einer Identität begünstigen, die sich an fundamentalistischen Positionen orientiert und sich ihrem Totalitarismus unterwirft.

Die Problematik des prekären Beitrags von Familie für die Konstitution personaler Identität dürfte eine wichtige Triebkraft für vermehrte Aktivitäten im Bereich der *Familienpolitik* sein. Doch diese ist auch Politik im Sinne einer Auseinandersetzung um gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen, mehr noch, um die Durchsetzung von Einfluß sowie die Verkoppelung von Interessen. Familienpolitik weist ihrerseits Ambivalenzen auf, beispielsweise, indem sich die Maßnahmen teils an die einzelnen Familienmitglieder richten, teils an die Familie als System. Die Bedingungen, unter denen die Leistungen gewährt werden, erhöhen zum Teil die familiale Eigenständigkeit, teilweise engen sie diese ein. Die *wohlfahrtsstaatlichen Absicherungen* tragen finanziell wesentlich dazu bei, daß *alternative Lebensformen* überhaupt sich entfalten können, doch es entstehen neue Abhängigkeiten und Möglichkeiten der Kontrolle, die ihrerseits individualistische Strategien der Abwehr fördern.

Mittels soziologischer Analysen können wir die Tendenzen der Familienentwicklung und die in den Familien ablaufenden Prozesse rekonstruieren, wobei selbstverständlich die hier angesprochenen Zusammenhänge erhebliche Differenzierungen erfordern. Ebenso ist es möglich – was allerdings noch selten geschieht – die Rhetorik von Familienpolitik sowie ihre manifesten und latenten Wirkungen sozialwissenschaftlich zu beobachten. Bisweilen wird sozialwissenschaftliches Wissen für Zwecke der Politikberatung beigezogen, wobei die Grenzen einer Funktionalisierung, mit anderen Worten einer Unterordnung unter mehr oder weniger explizite Ziele und Zwecke, oft schwer zu ziehen sind. In dieser Situation könnte der

Sozialethik eine wichtige Aufgabe zu wachsen, indem sie eine die unterschiedlichen Perspektiven, Interessen und Abhängigkeiten reflektierende Position in den öffentlichen Diskurs einbringt, die in einer christlichen Anthropologie gründet²⁸.

Prof. Dr. Kurt Lüscher
Sandackerweg 6
CH-8580 Amriswil

Anmerkungen

1. Ich widme diesen Beitrag Dr. theol. *Theophil Vogt*, mit dem ich nun schon seit vielen Jahren ein fruchtbares interdisziplinäres Gespräch zwischen Sozialethik und Soziologie führen darf, gerade auch zum Themenkreis »Familie«, aus Anlaß seines Rücktritts als Leiter des Instituts für Erwachsenenbildung der evangelisch reformierten Landeskirche des Kantons Zürich.
2. *D. Schwab*: Familie, in: O. Brunner et al. (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 2, Stuttgart 1975, 256.
3. Zur Analyse der bürgerlichen Familie aus unterschiedlichen Perspektiven siehe: *B. Berger u. P. Berger*: In Verteidigung der bürgerlichen Familie, Frankfurt 1984; *H. Rosenbaum*: Formen der Familie, Frankfurt 1982; *I. Weber-Kellermann*: Die deutsche Familie, Frankfurt 1977.
4. Diese Entwicklung geht einher mit der Akzentuierung der sozialen Rolle des Kindes, wofür wiederum wichtig war, daß seine Pflege und Erziehung eng miteinander verflochten zur Persönlichkeitsentwicklung beitragen. Zur näheren Begründung dieser These siehe: *K. Lüscher*: Perspektiven einer Soziologie der Sozialisation: Die Entwicklung der Rolle des Kindes, *Zeitschrift für Soziologie* 1975, 4, 359–379.
5. Der Begriff der Identität, bezogen auf die Person, wird auf unterschiedlichste Weise definiert und verwendet. Für einen neueren Überblick über die Forschung siehe: *H.-P. Frey und K. Haußer* (Hg.): Identität, Stuttgart 1987. Eine prägnante theoretische Umschreibung aus soziologischer Sicht bietet: *Th. Luckmann*: Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz, in: O. Marquard, H. Stierle (Hg.): Identität, München 1979, 293–314.
6. Ich gehe im folgenden nicht näher auf die interessanten Querverbindungen zwischen den in der Kunst und Literatur und der Familienanalyse beobachtbaren Thematisierungen von »Identität« ein, siehe aber: *K. Lüscher et al.* (Hg.): Die »postmoderne« Familie, Konstanz 1988, speziell S. 15–36.
7. *W. Zapf et al.*, Individualisierung und Sicherheit, München 1987; *U. Beck*, Risikogesellschaft, Frankfurt 1987; *R. N. Bellah et al.*: Gewohnheiten des Herzens, Köln 1987.
8. Das Konzept der Autonomie von Familie steht selbstverständlich in einem engen Zusammenhang zu demjenigen der Subsidiarität. Für eine detaillierte Analyse aus soziologischer Sicht siehe: *H.-J. Schulze*: Autonomiepotentiale familialer Sozialisation, Stuttgart 1985; ferner neuestens: *N. Luhmann*: Sozialesystem Familie, in: System Familie 1988, 1, 75–91, wo von der ungewöhnlichen »Definition« ausgegangen wird: »Die Familie besteht aus Kommunikationen (nicht aus Personen), die durch ein selbstreferentiell-geschlossenes Netzwerk von Kommunikationen produziert und reproduziert werden.«
9. Vgl. in bezug auf die gesellschaftlichen Bedingungen von Autonomie in historischer Sicht die kritisch-polemische Abhandlung von *H. Dubiel*: Autonomie oder Anomie, in: *J. Berger* (Hg.): Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren, Sonderband 4 der Sozialen Welt, Göttingen 1986, 263–281.
10. Ich möchte die unvermeidliche Beschränkung der empirischen Illustrationen ausdrücklich betonen. So muß ich die für die Identitätsbildung wichtigen Wohnverhältnisse ebenso außer acht lassen wie die Auswirkungen neuer Kommunikationstechnologien. Ferner kann ich nicht näher auf mittelbare Konsequenzen eingehen wie beispielsweise die Folgen des intensiven Wettbewerbes und der Konkurrenz am Arbeitsplatz. Zu rechtfertigen sind diese Beschränkungen, abgesehen vom Umfang des Beitrages, durch den Zweck, die allgemeine These einer »fragilen« Autonomie zu illustrieren und auf den Zusammenhang zur Identitätskonstitution und zu der diese Entwicklungen verstärkenden Pluralisierung von Familienformen hinzuweisen, in der Absicht anzuregen, die »Krise« von Familie in den gesellschaftlichen Bedingungen und nicht in ihrem »Versagen« zu suchen.
11. Siehe hierzu z. B. die Ausführungen zum »neuen Konsumenten« von *W. Wjss*: »New Marketing« – Konsequenzen aus dem Paradigma-Wechsel des Konsumenten, Adlingenswil 1986.
12. Ausführlich dazu das Gutachten des Wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen beim BMJFG, Familie und Arbeitswelt, Stuttgart 1984.
13. Zum Themenbereich »Familie und Wissen« siehe die Literaturübersicht von *F. Schultheis* und *K. Lüscher*: Familles et Savoirs, in: *L'Année Sociologique* 1987, 37, 239–263.

14. Eine die Thematik des familialen Selbstverständnisses berücksichtigende Analyse der Selbsthilfe findet sich bei *H. Nokielski* und *E. Pankoke*: Familiäre Eigenhilfe und situative Selbsthilfe, in: *F. X. Kaufmann* (Hg.): Staatliche Sozialpolitik und Familie, München 1982, 267–284.
15. *J. Meyrowitz*: Die Fernsehgesellschaft – Wirklichkeit und Identität im Medienzeitalter, Weinheim 1987. – Im Unterschied zu *N. Postmans* eher journalistisch gefärbter These beklagt Meyrowitz nicht den »Verlust der Kindheit«, argumentiert also nicht schlicht kulturpessimistisch, sondern versucht, einen theoretischen Orientierungsrahmen für die Analyse der Veränderungen von Sozialisation zu begründen und zu illustrieren.
16. Eine Übersicht über die traditionsreiche Zeitbudget-Forschung vermittelt *R. Andorka*: Time-budgets and their uses, in: *Annual Review of Sociology* 1987, 13, 149–164. – Hier geht es allerdings darum, Zeit nicht nur als »Ressource« zu verstehen, sondern als eine Komponente der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit. Hierzu *J. J. Hesse* und *C. Zöpel* (Hg.): Neuorganisation der Zeit, Baden-Baden 1987, und darin speziell *J. P. Rinderspacher*: Auf dem Weg in die Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft, S. 97–124. Die These der zunehmenden Gegenwartsorientierung vertritt und begründet u. a. *H. Nowotny*: Mind, technologies and collective timeconsciousness: From the future to the extended present, in: *J. T. Frazer, J. A. Michon*: Time and mind, Amhurst, in press.
17. Dieser Befund ergibt sich u. a. aus den Sekundäranalysen von Daten über die Lebenssituation junger Familien und das alltägliche Erziehungsverständnis der Eltern. Siehe: *K. Lüscher, M. Wehrspau*: Identitätszuschreibung als familiäre Leistung, in: *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie* 1985, 44, 197–219.
18. BIB Mitteilungen. Informationen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 1988, 9, 17.
19. So die vorläufigen Forschungsergebnisse von *R. Navé-Herz*: Kinderlose Ehen, in: *K. Lüscher et al.* 1988 (Anm. 6), 193–200.
20. Statistisches Bundesamt, Gebiet und Bevölkerung 1985, Wiesbaden 1987.
21. Auf den wichtigen Aspekt der (vor allem in den USA) im Anschluß an Scheidungen durch häufige Wiederheiraten entstehenden »diffusen« Verwandtschaftsbeziehungen weist *F. F. Furstenberg*: »Die Entstehung des Verhaltensmusters »sukzessiver Ehen« (in: *K. Lüscher et al.*, Hg., 1988 – Anm. 6, 84–97) hin. Die verwandtschaftlichen Zuschreibungen erfahren dadurch ebenfalls eine Art von »Subjektivierung«.
22. Ich verzichte hier auf ausführliche Literaturhinweise zu diesem überaus aktuellen Thema und hebe im Anschluß an *W. van den Daele*: Der Fötus als Subjekt und die Autonomie der Frau, in: *U. Gerhardt, Y. Schütze* (Hg.): Frauensituation, Frankfurt 1988, 189–215, lediglich hervor, daß die rechtlichen Regelungen dieser Verfahren den Beziehungsaspekt Mutter-Kind während der Schwangerschaft zurücktreten lassen und dafür den Subjektcharakter des Fötus vermehrt hervorheben.
23. Hierzu z. B. *W. Zapf et al.*, op. cit. (Anm. 7).
24. Gemäß den oben (vgl. Anm. 18) erwähnten Mikrozensusergebnissen hatten 7% der Paare der Ehejahrgänge 1961/65 nach 11–15jähriger Ehedauer 4 und mehr Kinder und insgesamt 23% hatten 3 und mehr Kinder; die Vergleichszahlen für Paare der Ehejahrgänge 1971/75 betrug 3% bzw. 13%.
25. Diese These vertritt anschaulich und differenziert *K. P. Strohmeier*: Geburtenrückgang als Ausdruck von Gesellschaftswandel, in: *Der Bürger im Staat*, Sonderheft: Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungspolitik in der Bundesrepublik 1987, 37, 150–158.
26. Als allgemeine (formale) Definition von Familie in westlichen Industriestaaten kann gelten: Der Begriff Familie bezeichnet primär mit der Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehungen konstituierte Sozialformen eigener Art, die als solche gesellschaftlich anerkannt sind. – Die pragmatische Dimension bezieht sich auf die gesellschaftliche Anerkennung, wie sie durch das Recht, durch Brauch und Sitte und in neuerer Zeit zusehends durch familienpolitische Maßnahmen und Einrichtungen ausgedrückt wird.
27. An dieser und den unmittelbar folgenden Stellen stütze ich mich auf *N. Bellah et al.*: Gewohnheiten des Herzens, Köln 1987, insbesondere die im Glossar (369–371) zusammengefaßten Definitionen. – Siehe auch die ausführliche Würdigung von Bellahs Theorie einer »civil religion« und deren sozialethische Implikationen von *R. Schieder*, *Civil Religion* 1987.
28. Ich stelle mir vor, daß dies im Sinne des Beitrages von *Th. Strohm*: Die Zukunft des Sozialstaats im Blickwinkel der neueren Literatur, *Zeitschrift für Evangelische Ethik* 1988, 32, 132–142, eine Zuwendung der Sozialethik zur Sozialpolitik bedingt, mit dem Ziel, theologisch begründbare »Orientierungen« aufzustellen, die zumindest auf der Metaebene konsensfähig sind, worauf dann in interdisziplinärer Zusammenarbeit die pragmatische Relevanz zu untersuchen wäre. Umgekehrt könnten Orientierungen, die bereits Teil des Diskurses sind, auf ihre übergreifenden Bedeutungen hin untersucht werden. Ein Beispiel dafür wäre das Konzept des »Kindeswohls«. – Ein weiterer Bezug ergibt sich von der in der Einleitung (und Anm. 6) angesprochenen »Postmoderne« zu *T. Rendtorffs* Frage »Ethik in der Postmoderne: Bildet sich eine neue Diskussionsgrundlage?«, *Zeitschrift für Evangelische Ethik* 1988, 32, 129–131. – Ganz allgemein scheint mir aus sozialwissenschaftlicher Sicht eine wichtige Aufgabe der Sozialethik in unserer Zeit darin zu liegen, »Zukunft zu eröffnen«, womit gemeint ist, Ethik könne zeigen, inwiefern es möglich ist, die Ungewißheiten gegenwärtigen Handelns zu ertragen und dennoch Neues zu wagen.